



Acrylfarbe, Textil, Blattsilber, Blattgold auf Leinwand: Erde aus dem Kloster Paou im Pilon Gebirge, 59 x 59 cm.

Kloster Paou

Im Schlusskapitel der Odyssee 2006 verbringt Odysseus seine Tage in einem kleinen Haus am Strand des Pagasäischen Golfs. Hier schreibt er seinen Erschöpfungsbericht.

Bei einem Besuch im Kloster Paou in der Nähe seiner Behausung wird er in das Sterbezimmer von James Joyce gebeten. Der Sterbende liegt in einem Bett, umgeben von Computern und Bildschirmen, auf denen in wechselnden Folgen Bezüge zum Inhalt und zu den Figuren des Romans „Ulysses“ hergestellt werden.

In der rechten oberen Bildecke enthält ein Dreieck aus Stoff, das einen geschundenen Körper bedeckt haben mag, einen offenen Kreis, der zur Hälfte mit Gold und zur anderen Hälfte mit Silber belegt ist: Gottes Gold und Sohnes Silber.

Die Bildmitte zeigt einen sich aufbäumenden menschlichen Körper, der über und über mit Wundbinden und sich öffnenden Bandagen versehen ist. Ein geheimnisvolles Licht entströmt dem Liegenden und erhellt das umgebende Blau. Die Körperunterseite schließt ab mit einem tischähnlichen Konstrukt aus Erde des Klosters Paou, der Bogen mutet an wie ein Katafalk, auf ihm stehen Gegenstände, geordnet zu einem letzten Mahl. In der rechten unteren Bildecke endet die rechte Senkrechte des Bogens auf einer dunklen Fläche von Pariser Blau und Violett, die den Malgrund aufbricht und in die der Körper außerhalb des Bildes zu Grunde geht.

Allzeit folgt dem Ende die Gewissheit des Anfangs in dem Mysterium und der Lebenswirklichkeit des Seins.

„Versteht es niemand?“ (James Joyce)

Das letzte Wort zu Joyce wird nie gesprochen. Doch eines seiner letzten – „and is there one who understands me?“ (Gibt es jemanden, der mich versteht?) – ist nicht von Joyce gesprochen, sondern seinem Archetyp des Weiblichen in „Finnegans Wake“.

Die Frage wiederum verstehen wir. In der Tat assoziiert man Joyce gern mit Nichtverstehen, mit einem unterschwelligen „Aber eigentlich müsste man doch“, als wären wir dazu verpflichtet und hätten gleichzeitig ein Recht darauf. Künstler,

die derlei Zwängen nicht unbedingt ausgesetzt sind, kommen übrigens mit Joyce oft besser zurecht und können frei mit ihm umspringen.

Wie alle vorausseilenden Vorstellungen treffen auch die von James Joyce teilweise zu. Er ist schwierig zu bewältigen, aber auch wieder nicht. Er macht uns (wenn wir „Finnegans Wake“ einmal aus dem Spiel lassen, das es ja ist) den Zugang nicht eben leicht. Er führt uns nicht erzählerisch an der Hand oder sagt, wohin der Weg geht.

Die Lektüre verlangsamt sich, man nimmt den „Ulysses“ eher in kleineren Dosen ein, wie jedes andere Gift, fast Tropfen um Tropfen. Und erst noch mit der Wachsamkeit, die man sonst eher auf Gedichte verwendet. Nach anfänglicher Verwirrung finden wir uns tastend zurecht und kommen zu vorläufigem Verstehen. Ganz wie im richtigen Leben stellen sich Einsichten oft hinterher ein, im deutenden Rückblick.

Vielleicht geht dann der vielleicht am meisten erwähnte und, wie es heisst, am wenigsten gelesene „Ulysses“ allmählich doch unter die Haut und wird zur Besessenheit von gar nicht so wenigen, die ihren Eifer gleich gern herumreichen

wollen. Die Joyceaner sind denn auch umtriebig, schreiben Abhandlungen, veranstalten Konferenzen (die zweijährlichen Symposien sind fester Bestandteil der Weltordnung geworden) oder finden sich zu Lesegruppen, wobei Akademiker nicht immer von Amateuren zu unterscheiden sind.

Joyce ist zu einem Gütezeichen geworden, zu einem Bezugspunkt in Klappentexten. Er gilt als abgehoben, um ihn weht ein Hauch von Elfenbeinturm, und dennoch hat er den Kalender auch von Nichtlesenden bereichert. Es gibt einen „Bloomsday“, eben jenen 16. Juni, benannt nach Leopold Bloom, der außerhalb der Fiktion nicht existiert, aber immer mehr Gestalt annimmt.

Er hat einen Wohnort, ein unterdessen abgebrochenes Haus, an dessen Ersatz eine Tafel zu seinen Ehren angebracht ist, und ein Geburtshaus, das ebenfalls eine Gedenktafel aufweist. Man könnte Joyce den Gelehrten vorbehalten glauben, die er reichlich mit Rohstoff versorgt hat, doch hat er auch Alltagskultur geschaffen, von schrilligen Ritualen bis hin zum Souvenirkitsch.

Das alles hat seine Richtigkeit. Hinter Leopold Bloom, der Figur mit Adresse (Eccles Street no 7) und bestimm-

tem Körpergewicht („elf Stone vier Pfund“) verstecken sich nicht nur Odysseus, Moses oder der ewige Jude, sondern auch das angesammelte, triviale Gerümpel der Zivilisation.

Vielleicht war Joyce einer der ersten, der eben gerade die Wirkung von Kitsch in Worte fasste, diesem Kitsch, dem man sich doch nicht ganz entzieht. Im Schlafzim-

mer der Blooms hängt „das Bad der Nymphe“, ein „herrliches Meisterwerk in künstlerischen Farben“, die Osterbeilage eines Heftes; die patriotischen und sentimentalen Lieder (darunter eine Arie aus Florentines „Martha“) wirken komisch und ergreifen eben doch, verstohlen, gegen überhebliches Wissen.

Wenn Leopold Bloom eine an einem Boot im Fluss angebrachte Werbetafel sieht, fragt er sich gleich, ob die Stadtverwaltung dafür Miete eintreibt: „Wie kann man denn Wasser wirklich besitzen? Es strömt und fließt doch unaufhaltsam dahin, niemals dasselbe, was uns der Strom des Lebens bringt. Weil das Leben ein Strom ist.“

Nichts Originelles liegt vor, der Anklang eines Zitats vom „Strom des Lebens“ ist erkennbar, sonst stehen bloße Assoziationen und abgegriffene Gedanken. Bloom ahnt kaum, dass er Heraklits „Alles fließt“ verschwommen aufruft und wohl auch dessen Aussage, dass man in denselben Fluss nicht zweimal steigen kann.

Hinter den Gemeinplätzen an der Oberfläche verdrängt sich eine lange Tradition von Jahrhunderten.

Das extremste und am meisten verrückte Buch „Finnegans Wake“ mit seinen semantischen Überschneidungen könnte aufgefassen – wenn auch nicht verstanden – werden als Versuch, Widersprüche zwar nicht aufzulösen, aber wenigstens originell und knapp einzupacken. Der Sinn wird zu einem anregenden Ratespiel mit jähren Entdeckungen und ärgerlichen Enttäuschungen, was nicht jedermanns Sache ist.

Eine aus jeglichem Zusammenhang herausgerissene Stelle, zum Beispiel „jewe of a chrestend, respecting the otherdogs churches“ setzt religiöse Konflikte in Szene. Aus den verbalen Annäherungen hört man leicht „giaour of a

einmal, sondern mehrmals und äußerst vielfach im Verlauf der Zeiten und Ansichten.

Niemand steigt auch zweimal in dasselbe Epos ein. Vielseitigkeit ist Kennzeichen des Joyceschen Antriebs, nichts scheint je still zuhalten. Vor allem nicht unsere sich so widersprechenden Deutungen der einerseits so abgerundeten, aber gleichwohl nach allen Seiten offenen Werke. Doch hat der Reiz auch etwas Beunruhigendes. Joyce bleibt ein unterhaltsames und zunehmend komisches Ärgernis.

Das extremste und am meisten verrückte Buch „Finnegans Wake“ mit seinen semantischen Überschneidungen könnte aufgefassen – wenn auch nicht verstanden – werden als Versuch, Widersprüche zwar nicht aufzulösen, aber wenigstens originell und knapp einzupacken. Der Sinn wird zu einem anregenden Ratespiel mit jähren Entdeckungen und ärgerlichen Enttäuschungen, was nicht jedermanns Sache ist.

Eine aus jeglichem Zusammenhang herausgerissene Stelle, zum Beispiel „jewe of a chrestend, respecting the otherdogs churches“ setzt religiöse Konflikte in Szene. Aus den verbalen Annäherungen hört man leicht „giaour of a

Christian“ heraus, eine Bezeichnung von Mohammedanern für ungläubige Christen, ob sie nun Klischee ist oder nicht.

Mit beinahe zeitgemäßer Verwirrung ist noch „jew“ beigegeben. Die Religionen bezichtigen sich gegenseitig der Abtrünnigkeit, die selbsternannten orthodoxen Kirchen sind, andersherum gesehen, lediglich die Meinung der „other dogs“ mit ihren eigenen territorialen Markierungen. Des einen Rechtgläubigkeit ist des andern Spötereie.

Dabei ist nicht zu vergessen, dass im Englischen „DOG“ die Umkehr von „GOD“ ist, was Joyce auch weidlich ausnützt. Auch „respecting“ agiert doppelt, einmal in Sinn von „in Bezug auf“, dann aber auch als dubiose Ehrerbietung. Aber wie immer bleiben ungelöste oder irritierende Elemente übrig: Was steckt noch hinter „chrestend“, was bewirkt die heterodoxe Schreibweise „churches“? Für weitere Anstöße ist gesorgt.

Verstehen bleibt subjektiv und voreingenommen. Am Anfang war das Wort. Das letzte wird nie gesprochen. Das wussten wir immer schon. Joyce lässt es uns nur anders verstehen. Aber niemals ganz.

FRITZ SENN

James Joyce

Der irische Schriftsteller wurde am 2. Februar 1882 in Dublin geboren und starb am 13. Januar 1941 in Zürich. Sein literarisches Werk enthält nur wenige Bücher und Gedichte. Dennoch hat Joyce die Literatur des 20. Jahrhunderts entscheidend beeinflusst. Sein Roman „Ulysses“ schildert einen einzigen Tag, den 16. Juni 1904, im Leben des Anzeigenverkäufers Leopold Bloom, der durch Dublin streift. In diesem Roman hat Joyce die literarische Technik des so genannten „inneren Monologs“ unterschieden angewandt und weiterentwickelt.